

JULIA PAUSS



REBEL EMPIRE

more

ROMAN

more

JULIA PAUSS

REBEL

EMPIRE

ROMAN

more

ISBN 978-3-98751-111-0

More ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2026

Originalausgabe

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2026

www.aufbau-verlage.de

10969 Berlin, Prinzenstraße 85

Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor,
was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Bei Fragen zur Sicherheit unserer Produkte wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@aufbau-verlage.de.

Motive im Innenteil DepositPhotos / © carmen_dorin /

© s.borisevich / © checorners

Karte © Mae Maps Studio

Bezug und Vor-/Nachsatzgestaltung © www.buerosued.de, München
unter Verwendung eines Motives von © Lily Grasso / feyspeaker

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

*Für die,
deren Geschichten nicht erzählt werden.*

ACHTUNG

Dieses Buch behandelt Themen, die verstörend und potenziell triggernd wirken können. Wenn du dir nicht sicher bist, ob du die Reise nach Exile Point antreten willst, findest du am Ende des Buchs eine ausführliche Content Note. Diese kann Spoiler für die gesamte Geschichte beinhalten. Ob du sie lesen willst, ist dir selbst überlassen.

Deine Julia & das More-Team



GABEN UND FÄHIGKEITEN IN MYRA



GABE KLASSE 1 | WARDEN FÄHIGKEITEN:

TELEPATHIE
TELEKINESE
ILLUSION
EMPATHIE
ASTRALPROJEKTION
TRAUMWANDELN

GABE KLASSE 2 | SAGE FÄHIGKEITEN:

HEILUNG

GABE KLASSE 3 | VANGUARD FÄHIGKEITEN:

FEUER
EIS
WASSER
STURM
ERDE
METALL
ELEKTRIZITÄT

GABE KLASSE 4 | TINKER FÄHIGKEITEN:

AETHERMANIPULATION
KONSTRUKTION
INGENIEURWESEN
LUFTFAHRTTECHNIK

VERBOTENE GABEN NEKROMANTIE

TEIL 1

BODIES

Mit vierzehn habe ich zum ersten Mal getötet. Ein Leben, eine Rille in der Holzplanke über meinem Bett.

Mit achtzehn ging mir der Platz aus. Inzwischen habe ich aufgehört zu zählen.

Konzentriert sauge ich die Nachtluft durch die zusammengebissenen Zähne und drücke mich auf die flachen Steinplatten des Dachs. Jeder Muskel in meinem Körper ist angespannt, mein Bewusstsein nur auf mein Ziel fokussiert.

Der Mann zwischen den hohen Gebäuden der Generalsresidenz kann sich nicht vor mir verstecken. Ich sehe, was anderen Menschen verborgen bleibt. Das Regime hat versucht, meinen Willen zu brechen. Sie haben mich zu einer Waffe gemacht und damit ihr eigenes Todesurteil unterschrieben.

Ich schließe mein gesundes, rechtes Auge, und die Welt verschwimmt zu einer unwirklichen Landschaft aus dunklen Schatten und glühenden Kraftströmen. Wie ein Spinnennetz umgibt mich der Aether, verbindet alle Lebewesen durch seine Energie. Jeder Mensch, jedes Tier, jede Pflanze hat ihre eigene Signatur, und wie ein beständiger Puls leuchtet er im Herzen des Mannes dort unten auf. Kühles, blasses Blau.

Ein Vanguard. Wasser.

Aus der Nähe könnte er mir gefährlich werden. Und deshalb lasse ich es nicht so weit kommen.

In der Stille gleicht das Klicken der Sicherung des Scharfschüt-

zengewehrs einer Explosion, doch die Distanz ist meine Verbündete. Mit einer leisen Vibration aktiviert sich der Aetherkern im Gehäuse der Waffe, und ein violettes Leuchten sammelt sich im Lauf. Ich justiere die Haltung, dann öffne ich das rechte Auge langsam, und die Bilder überlagern sich.

Kleine, rote Ziffern leuchten im Visier der Waffe auf, bewegen sich über dem Kopf meines Ziels.

309 M

310 M

311 M

Er verschwindet hinter einer Säule, und ich halte die Luft an. Mein Herz schlägt in einem ruhigen, gleichmäßigen Rhythmus. Bei meinen ersten Aufträgen hat mein Finger am Abzug gezittert. Inzwischen sind die Hektik und die Angst einer tiefen, fast meditativen Ruhe gewichen.

In meinem Herz ist kein Platz für Reue. Ich mag ein Mörder sein, doch diese Menschen sind Tyrannen. Jeder von ihnen hat den Tod verdient.

Genau dreihundertelf Meter entfernt erscheint mein Ziel erneut hinter der Säule.

Ich zucke mit dem Finger, der Rest meines Körpers bleibt vollkommen still.

Es gibt keinen Laut. Keine Explosion. Nur ein kurzes, grelles Aufleuchten in der Nacht, dann stürzt der Mann zu Boden.

»Guter Schuss, Blaze«, ertönt eine gedämpfte Frauenstimme in meinem Kopf, während ich das Gewehr wieder sichere. Im Einsatz verwenden wir nur unsere Decknamen, und *Psych* macht dem ihren alle Ehre.

Über die einseitige telepathische Verbindung kann ich allerdings nicht antworten, also erhebe ich mich und schultere das Gewehr. Keine Zeit, mein Ego zu streicheln. Ich habe jahrelang auf diesen Moment gewartet. Mir immer wieder und wieder und

wieder ausgemalt, wie es sich anfühlen würde, wenn ich eine Kugel durch Orion Sinclairs Schädel jage. Heute Nacht ist es endlich so weit.

Das private Anwesen des obersten Generalarztes weiter östlich in der Stadt ist zu streng bewacht, denn der Mann weiß, wie viele Menschen in Myra ihm den Tod wünschen. Selbst ich habe dort keine Chance. Aber heute befindet er sich hier, in der Generalsresidenz im Zentrum von Ward, um sich auf die Feierlichkeiten der Sturmwende vorzubereiten.

Nur, dass er sie nicht mehr erleben wird. Dafür werde ich sorgen. Heute Nacht wird Orion Sinclair für seine Verbrechen bezahlen.

Aus dem Augenwinkel registriere ich Bewegungen am Boden. Drei Soldaten zu meiner rechten, einer auf meiner linken Seite. Nicht mehr lange, bis sie den Toten entdecken und Alarm schlagen. Ich muss mich beeilen. Wenn ich meine Mission erfüllen will, habe ich nur eine Chance, nur einen Schuss, und der muss sitzen. Heute Nacht wird Orion Sinclair sterben.

Kalte Luft schlägt mir entgegen, als ich über eine schmale Schlucht zwischen zwei Dächern springe. Ich ziehe mich einen Vorsprung hoch, und über eine Feuerleiter gelange ich einen Stock weiter nach oben. Mein Gewehr schlägt mir gegen den Rücken, als ich mich über die Kante schwinge, auf dem Dach lande und in einer fließenden Bewegung hinter einem Lüftungsschacht in Deckung gehe. Nun, da der Wachposten ausgeschaltet ist, habe ich freie Bahn.

»Trupp im Westen«, meldet sich Psych erneut. »Vier Mann. Noch drei Minuten, dann musst du verschwinden.«

Ich gehe hinter dem Schacht in Position, lege das Gewehr an und entsichere es. In meinem Visier leuchtet über dem Schemen im Fenster auf der gegenüberliegenden Mauer die rote Anzeige auf. Zweihundertunddreizehn Meter. Ein Kinderspiel.

»*Feind nähert sich.*« Ich ignoriere die Warnung. Der einzige Feind, der zählt, ist zweihundertdreizehn Meter von mir entfernt, und ich will dieses privilegierte Schwein bluten lassen. Will, dass er bezahlt, will dabei zusehen, wie mein Projektil aus gebündeltem Aether seine Schädelwand zerfetzt und die Tapete mit den Resten seines ach so kostbaren Gehirns rot färbt.

Mit einem Regler ziehe ich das Bild im Visier näher, bis aus den Schemen Formen werden.

Orion Sinclair ist ein groß gewachsener Mann. Schlank, grau-blondes Haar und ein gepflegter Spitzbart. Mit seiner randlosen Brille und dem weißen Kittel sieht er fast schon harmlos aus. Ein Gelehrter, kein kriegserfahrener Ex-Soldat und Despot wie Kommandant Traeger. Auf offener Straße würde ich ihn keines zweiten Blickes würdigen. Aber Äußerlichkeiten können trügen, und nicht jedes Monster sieht wie ein Monster aus.

»*Zwei Minuten*«, erinnert mich Psych.

Die Meteranzeige über Sinclairs Kopf justiert sich bei jedem Schritt. Dieser Mann hat keinen sauberen, schmerzlosen Tod verdient. Ich wünschte, ich könnte ihn leiden lassen. Wünschte, ich könnte dabei zusehen, wie das Leben aus ihm herausblutet, während er mir in die Augen sieht und wie ein abgeschlachtetes Schwein krepirt.

»*Eine Minute!*«

Jetzt oder nie.

Ich korrigiere das Gewehr einen Millimeter weiter nach rechts, damit ich ihn genau zwischen die Augen treffe.

»*Fünfzig Sekunden.*«

Orions Aether pulsiert hell und warm in seiner Brust, doch obwohl er ein Sage ist, hat dieser Mann mehr Tod als Heilung über Myra gebracht.

Ein Atemzug.

Ich drücke ab – oder ich will abdrücken. Denn ausgerechnet in

dem Bruchteil eines Herzschlags, bevor ich den Abzug nach hinten ziehen und Orion Sinclairs Leben beenden kann, erscheint eine zweite Anzeige in meinem Visier.

Verdammte Scheiße, er ist nicht allein. Ich halte inne.

Keine Unschuldigen, so lautet das Motto der Rebellion, doch die Frau, die neben Orion ans Fenster tritt, ist alles andere als das. Schmäler Körperbau, mausbraune Haare, durchzogen von silberweißen Strähnen, die ihr ins Gesicht fallen. Eine spitze, kleine Nase, volle Lippen, eine winzige Lücke in ihrer rechten Augenbraue. Luciana Sinclairs Aetherpuls ist so schwach, dass nicht einmal ich ihn wahrnehmen kann, doch das muss nichts heißen. Orions Tochter mag über keine nennenswerte Gabe verfügen, aber sie lebt von dem Blut an seinen Händen. Ich sollte sie gleich mit ausschalten, aber mir bleibt nur ein Schuss, und den ist sie nicht wert.

Ich will ihn.

»Dreißig Sekunden.«

Ich befeuchte meine Lippen. Orion ist aus meinem Sichtfeld verschwunden, stattdessen steht nun Luciana vor dem Fenster. Sie reibt sich übers Gesicht, ihre Brust hebt und senkt sich schnell. Fast sieht es aus, als hätte sie geweint.

»Aus dem Weg«, presse ich tonlos durch zusammengebissene Zähne.

»Zwanzig Sekunden.«

Die Muskeln in meinem Nacken sind so angespannt, dass sie verkrampfen. Ich versuche, eine andere Position einzunehmen, doch egal, wohin ich das Gewehr richte, ich kann Orion nicht mehr sehen.

»Komm zurück.« Meine Stimme ist ein schwaches Flüstern im Wind. »Komm zurück, du beschissenes Arschloch.«

»Zehn Sekunden. Du musst da runter, Blaze, und zwar sofort!«

Nein. Ich bin so weit gekommen. Ich kann nicht aufgeben, nur weil sich mir Orions verdammte Tochter in den Weg stellt.

»Acht.«

Da sind Schritte hinter mir. Der Frust brodelte heiß und drängelnd in meiner Brust. »Aus dem Weg«, zische ich, und als hätte Luciana mich gehört, hält sie inne. Skeptisch verzieht sie die Brauen, hebt den Blick, und ich ziehe einen scharfen Atemzug durch die Zähne. Unnachgiebig starrt sie in meine Richtung, aber sie hat keine Gabe, sie kann mich nicht sehen.

»Sieben.«

Luciana bewegt die Lippen, und dann, gerade, als ich die Mission für gescheitert erklären will, erscheint der Rücken ihres Vaters im Fenster.

Endlich. Hitze flutet meinen Körper, mein eigener Herzschlag ist so laut, dass ich für den Bruchteil einer Sekunde meine Umgebung vergesse. Mein Finger zuckt am Abzug, doch bevor ich ihn krümmen kann, schlägt neben mir ein Geschoss in den Stein.

»Rückzug!«, dröhnt es über die telepathische Verbindung. »Wir sind kompromittiert!«

Alles in mir weigert sich, den Befehl zu akzeptieren. Ich reiße den Kopf wieder nach oben, aber das Fenster ist leer. Kein Orion, nicht einmal Luciana.

Ein Blitz aus Aether erhellt die Nacht. Es ist zu spät. Ich habe es vermasselt.

Mit einem tonlosen Fluch ducke ich mich hinter den Schacht. Scheiße, ich habe zu viel Zeit verschwendet. An der Dachkante wenige Meter von mir entfernt erscheint eine Gruppe dunkel gekleideter Wachsoldaten und schneidet mir den Weg ab.

Einer hebt die Waffe, aber ehe er schießen kann, trifft ihn ein Projektil zwischen die Augen, und er sackt in sich zusammen, gerade rechtzeitig für mich, um aufzuspringen und hinter den nächsten Mauervorsprung zu flüchten.

Etwa fünfzig Meter Luftlinie entfernt auf einem Dach nebenan steht Psych in ihrer Uniform aus schwarzem Leder, eine Kapuze

in der Stirn und eine Maske über der unteren Gesichtshälfte. Als sie mich sieht, salutiert sie in meine Richtung. »*Dank mir später*«, ertönt ihre Stimme in meinem Kopf, dann schultert sie das Gewehr und verschwindet über eine Feuerleiter in der Dunkelheit.

Ich werfe einen letzten Blick zurück.

Heute war das Glück auf Orion Sinclairs Seite, aber ich komme wieder. Das nächste Mal hole ich mir seinen Kopf und den von seiner hübschen Tochter gleich mit.

2

LUCE

90. RISE | 8:20

TRADE

Ein kurzes Piepsen, dann verriegelt sich die Stahltür hinter mir mit einem metallischen Knirschen. Ich kneife die Augen zusammen, um sie von der grellen Morgensonne abzuschirmen, ziehe meinen Umhang fester um die Schultern und lasse den Blick schweifen. Über der Sperrzone am Stadtrand von Ward hängt eine schwere Decke aus undefinierbarem Lärm; Schritte, Stimmen und Hufgetrappel schlucken jedes andere Geräusch und machen es zu einem weiteren Instrument in der überwältigenden Klangkulisse der Slums.

In der Oberstadt von Ward sind die Straßen fast klinisch sauber. In ihren glasklaren Kanälen tummeln sich kleine, silbrig schimmernde Fische, und vom Aether betriebene Filter reinigen die Luft. Hier unten ist das Gegenteil der Fall. Selbst an normalen Tagen ist es in der Senke voll. Nun, da das Fest der Sturmwind ansteht, die den Sommeranfang markiert, platzt der lang gezogene Markt in der Sperrzone aus allen Nähten. Wie ein einziger lebender Organismus bewegt sich die Menge durch die schmalen Gassen, zwischen vollgepackten Marktständen, stinkendem Vieh und bierbauchigen Wirten hindurch, die ihre Gäste mit Alkohol und Frittiertem versorgen. Die Luft ist feucht, riecht schon jetzt nach einem Gemisch aus Schweiß, Tierkot und heißem Fett, und die Hitze, die sich im Kessel gebildet hat, macht das Atmen schwer.

Ich schiebe mir die braune Kapuze tiefer in die Stirn, senke den Blick und versuche, das leise Summen in meinem Kopf auszu-

blenden. Ich habe mir das Serum heute noch nicht injiziert, denn sobald ich das Zeug zu mir nehme, werde ich für den Rest des Tages zwar schmerzfrei, dafür aber schlapp und antriebslos sein. Also muss ich die Kopfschmerzen ignorieren, so lange, bis ich zurück in der Oberstadt bin.

Ein Mann mit heftiger Fahne rempelt mich im Vorbeigehen an, doch ich zwingt mich, weiter auf den Boden zu starren und ein Bein vor das andere zu setzen. Mir bleibt nicht viel Zeit. Vierzig Minuten maximal, dann muss ich zurück an der Schleuse sein.

Vierzig Minuten, in denen ich nicht Luciana Sinclair bin, sondern eine gesichtslose Frau unter vielen. Kein Blickkontakt, keine Gespräche. Jeder Schritt, den ich mich weiter vom Perimeter, der stählernen Grenze zwischen der Unterstadt und der Sperrzone, entferne, erhöht das Risiko, entdeckt zu werden. Und wenn mein Vater herausfindet, dass ich mich ausgerechnet heute hier herumtreibe, werde ich die Oberstadt in absehbarer Zukunft nicht mehr verlassen können.

Über mir piept eine unscheinbare, blau blinkende Drohne.
Verschwinde.

Ich senke den Kopf, drängele mich durch eine Schlange vor einem Stand mit Fleischspießen und biege in eine Seitengasse ab. Von hier aus ist es nicht mehr weit: Mein Ziel befindet sich im Schatten einer Unterführung, kaum hundert Meter vor mir. Früher wurden hier in einer riesigen Fabrik Aetherkristalle verarbeitet, doch heute steht das Gebäude weitgehend leer. Zerbrochene Fenster wurden mit Brettern zugenagelt, und tiefe Risse und Löcher in der Ziegelfassade zeugen von einem Angriff der Hollows vor einigen Jahren. Trotzdem gilt dieser Ort noch immer als Treffpunkt, vor allem an Markttagen. Heute sind unter einem roten Sonnensegel vor den trostlosen Außenwänden mehrere Tische mit Büchern aufgebaut: dicke und dünne, alte, zerlesene, neue und handgeschriebene Werke in Kartons oder zu

teils meterhohen Stapeln geschichtet. Wie eine aufgeregte Hummel schwirrt eine kurvige Frau mit grauen Locken und schwarz geschminkten Augen zwischen den Buchbergen umher. Sie trägt eine bodenlange Robe aus rotbraunem Brokat, die aussieht, als hätte sie einen alten Vorhang eigenhändig zu einem Mantel umfunktioniert. Als ich mich nähere, mustert sie mich mit der Zielgenauigkeit einer Überwachungsdrohne.

»Ordnung und Sicherheit«, grüße ich sie, so, wie es in Ward üblich ist, und gebe mir Mühe, besonders viel Selbstverständlichkeit in meine Worte zu legen. Wer mit illegaler Ware handelt, muss auf der Hut sein, und ich kann es mir nicht leisten, ihr Misstrauen zu erregen.

»Einheit und Macht«, erwidert sie, hebt dabei eine gepiercte Braue und kneift die Augen zusammen, als wollte sie abschätzen, ob es sich bei mir um einen Störenfried oder eine zahlende Kundin handelt.

Mein erster Instinkt sagt mir, ich solle lächeln, stattdessen zwingt mich zu einem ernsten, beinahe gelangweilten Gesichtsausdruck, während ich den Blick über die ausgestellten Werke gleiten lasse. »Ist etwas Interessantes dabei?«

Die Verkäuferin schnaubt. »Für den richtigen Leser sind alle meine Bücher interessant.«

»Und wer sollte das sein?«

Mit einem Schulterzucken beginnt sie, einen Stapel zwischen uns umzuschichten. »Wer auch immer. Techniker. Romantiker. Ärzte. Soldaten. Reisende. Gläubige und Atheisten.«

»Ärzte?« Es gelingt mir nicht ganz, meine Aufregung zu verbergen. Mein Tipp war also richtig. »Du hast Medizinbücher im Angebot?«

»Alles, was das Herz begehrt, junge Dame.« Sie schenkt mir ein Lächeln und offenbart dabei einen abgebrochenen Schneidezahn. »Grundlagen der Anatomie, militärisches Gesundheits-

wesen ... Oder interessierst du dich für Gaben und deren Spezialisierungen?« Mit bedeutungsschwerer Miene hebt sie einen besonders dicken, in schwarzes Leder gebundenen Schinken. »Warden, Vanguard, Sage, Tinker. Da drin steht alles, was du wissen musst.« Sie mustert mich eingehend, als könnte sie so herausfinden, welche Fähigkeiten ich in mir trage.

Mit einer schnellen Geste winke ich ab. »Eigentlich interessiere ich mich eher für ...« Ich muss meine Worte mit Bedacht wählen. Eine falsche Aussage, und ich habe ihr Vertrauen verloren. »Vergleiche.«

Sie wirkt beinahe enttäuscht. Offenbar wollte sie das dicke Buch über Spezialisierungen loswerden, denn dafür hätte sie vermutlich einen besonders guten Preis verlangen können. »Vergleiche aus der Medizingeschichte?« Nachdenklich kneift sie die Augen zusammen. »Ich glaube, so was habe ich hier irgendwo, lass mich ...«

Rasch hebe ich die Hände. »Ich bin eher an aktuelleren Vergleichen interessiert, wenn du verstehst, was ich meine.« Ich räuspere mich. »Beispielsweise zwischen verschiedenen ... Nationen.«

Einen Moment lang sieht sie mich nur an, dann lächelt sie wissend. »Sag das doch gleich.« Ohne ein weiteres Wort der Erklärung wendet sie sich ab, geht zu einem der metallenen Stehregale und zieht eine verschlossene Kassette heraus. »Ich habe hier etwas, das dich interessieren könnte. Für einen angemessenen Preis, versteht sich.«

»Geld ist kein Problem.« Das Herz schlägt mir bis zum Hals, als sie ein schmales, gelbliches Buch aus der Metallbox fischt und es mir hinhält. Im selben Augenblick erscheint eine Gruppe Männer am Stand, aber ich habe nur Augen für das Buch und nehme es hastig entgegen. Meine Finger beben, als ich die Seiten aufschlage.

Krankheiten und ihr Ausbreitungsrisiko in Kriegszeiten. Ein Leit-faden für das Dominion.

Ich beiße mir so fest auf die Unterlippe, dass ich Blut schmecke.

»Hey.« Die Verkäuferin schiebt ihren beringten Zeigefinger zwischen die Buchseiten und zwingt mich aufzusehen. »Das hier ist keine öffentliche Bibliothek. Wenn du es lesen willst, musst du es kaufen.«

»Na... Natürlich.« Vor Aufregung stolpere ich über das Wort, greife in meine Tasche und ziehe meinen Geldbeutel hervor. »Ich kann zahlen. Wie viel willst du dafür?«

Es war ein Fehler, und ich erkenne ihn in dem Moment, in dem ich in das Gesicht der Verkäuferin sehe. Gierig zuckt ihre ungesund rosarote Zunge aus ihrem Mundwinkel. »Vierhundert Kreds.«

Davon könnte eine Familie in der Sperrzone locker ein halbes Jahr leben. »Das ist absurd.«

»Ist es das?« Sie legt den Kopf schief. »Dann kannst du ja in einen der anderen Läden gehen und dir deine Lektüre dort holen.« Das Grinsen gräbt tiefe Grübchen in ihre Wangen. »Wobei ich bezweifle, dass jemand in Ward ein Medizinbuch aus dem Dominion verkauft. Das hier ist eine echte Rarität, und wenn es dir den Preis nicht wert ist ...« Mit einer ausladenden Geste deutet sie zu den drei Männern, die vor einem Stapel etwas abseits stehen und neugierig in unsere Richtung linsen. »... dann finden wir bestimmt jemand anderen, der dieses Schmuckstück zu schätzen weiß.«

Nur weil ich meine Klappe nicht halten konnte. »Na gut«, presse ich hervor. »Dreihundert und wir haben einen Deal.«

»Ich habe vierhundert gesagt, oder etwa nicht?«

»Dreihundert ist mehr als fair.« Von Fairness kann bei diesen Preisen keine Rede sein, aber mit leeren Händen zurückzugehen, kommt nicht infrage. »Dreihundertfünfzig. Letztes Angebot.«

Sie zögert, legt den Kopf schief, als versuche sie herauszufinden, wie ernst ich es meine. Leider fällt ihre Einschätzung zu meinem Nachteil aus. »Dreihundertachtzig.«

Hinter mir nähern sich weitere Kunden, und aus der Ferne piept eine Drohne. Ich muss verschwinden. »Von mir aus.« Widerwillig ziehe ich eine Handvoll dünner Metallmünzen aus dem Portemonnaie und drücke sie ihr in die Hand. Die Verkäuferin nimmt das Geld entgegen, hebt skeptisch die Brauen und hält die Münzen dann unter einen Scanner. Als das Licht darunter grün aufleuchtet, befeuchtet sie mit einem schmatzenden Geräusch die Lippen und nickt. »Eine Freude, mit dir Geschäfte zu machen.«

»Ich wünschte, das würde auf Gegenseitigkeit beruhen«, murmle ich zu mir selbst, doch das Piepsen der Drohne wird immer lauter, und ich habe keine Zeit, verflossenen Kredits hinterherzuweinen. Mir wird schon eine Erklärung dafür einfallen. Ehe die Verkäuferin etwas erwidern kann, stopfe ich das Buch in meine Umhängetasche, ziehe mir die Kapuze tief in die Stirn und mache mich eilig aus dem Staub.

3

LUCE

90. RISE | 8:45

HOLLOW

Mir bleiben noch knapp zwanzig Minuten, um es durch die Schleuse in die Unterstadt, bis zur Oberstadt und im Anschluss in die Resonanzhalle zu schaffen, bevor meine Abwesenheit auffallen wird.

Als ich wieder auf der Hauptstraße lande und den Weg in Richtung Perimeter einschlage, wird allerdings schnell deutlich, dass sich mein Vorhaben als schwierig herausstellen könnte. Ausgerechnet vor dem Tor haben sich einige Soldaten versammelt und sind in ein hitziges Gespräch mit einer Gruppe bunt gekleideter Leute verwickelt. Offenbar gibt es Ärger mit einem der Händler, denn ein Mann gestikuliert heftig mit einem Papierstapel, während der Anführer des Soldatentrupps gestresst in sein Funkgerät spricht. Ich kenne den Typen zwar nicht persönlich, aber wenn er eine hohe Stellung im Militär hat, stehen die Chancen gut, dass er weiß, wer ich bin, und dieses Risiko kann ich nicht eingehen.

Die Hand fest auf die Tasche gepresst, mache ich kehrt und schlage stattdessen eine Seitenstraße Richtung Norden ein, die parallel zum Perimeter verläuft. Das wird zwar meinen Zeitplan durcheinanderbringen, aber es ist noch immer besser, als hier zu warten und zu riskieren, dass ich entdeckt werde.

Meine Tasche an die Seite gedrückt, lasse ich mich vom Strom treiben, bis ich das Zentrum der Senke hinter mir gelassen habe. Erst, als die Stände und Pubs nach und nach den Wohnhäusern weichen und die Straßen leerer werden, löst sich die Anspannung

in meinen Schultern. Trotzdem wage ich es nicht, die Hand von dem glatten, braunen Leder der Tasche zu lösen. Das Buch kann nicht mehr als zweihundert Seiten dick sein, aber es fühlt sich so schwer an wie ein Ziegelstein. Für so manche wäre ein Artefakt aus dem Dominion ein direktes Ticket nach Exile Point, Rückflug nicht inkludiert. Für mich mögen andere Regeln gelten, doch sollte man mich mit einem verbotenen Text erwischen und als Dominion-Sympathisantin bezichtigen, würde das trotzdem ernste Konsequenzen nach sich ziehen.

Der Perimeter ist nicht nur die Grenze zwischen Unterstadt und Sperrzone, er markiert auch den Übergang von Wildnis zu Zivilisation. Das Kopfsteinpflaster unter meinen Stiefeln weicht einem lehmigen Trampelpfad, und mit dem Lärm des Marktes lasse ich auch den Gestank der Slums hinter mir zurück. Hier, in der alten Agrarzone weiter abseits des Trubels, stehen nur noch vereinzelt Häuser. Dazwischen befinden sich mächtige Bäume, trockene Felder, leere Weiden und gluckernde Bäche. Als eine Brise mir die Kapuze aus der Stirn weht, halte ich inne und schließe die Augen.

Vogelgesang. Raschelnde Blätter. Das leise Zirpen von Insekten im hohen Gras.

Unser Anwesen in der Oberstadt verfügt über einen eigenen Garten, aber dort ist alles peinlich genau angeordnet. Jede Blume wächst da, wo sie wachsen soll, jede Sorte ist zu perfekter Schönheit herangezüchtet. Im Garten meines Vaters stehen Rosen, die mehr wert sind als ein Jahresgehalt in der Unterstadt, doch auch sie würden beim Anblick der Margeriten erblassen, die hier zwischen dem Wildgras wachsen und ihre großen, weißen Häupter im Wind wiegen.

Früher, vor meiner Geburt, gab es keine Barrieren, keinen Perimeter, keine Sperrzone. Damals waren hier Weiden voller Vieh und Felder voller Weizen; Luftschiffe aus fernen Ländern in der

Luft, und Straßen, auf denen man Händler, Postkutschen und Reisende traf, die in Ward ihr Glück suchten.

Doch das war, bevor das Dominion uns den Krieg erklärte und die Seuche der Hollows unser Land infizierte.

Instinktiv drücke ich meine Tasche an mich. Die nächste Eingangsschleuse befindet sich entlang der Südmauer hinter einer kleinen Brücke, aber um dorthin zu gelangen, muss ich vorbei an einem verlassenen Bauernhaus und durch ein kurzes Waldstück. Normalerweise sind hier immer ein paar Arbeiter oder Soldatentrupps unterwegs, doch wie es scheint, hat die Sturmwind sie alle stadteinwärts getrieben.

Ich bin gut darin, allein zu sein, denn immerhin bin ich es die meiste Zeit über, selbst wenn ich unter Menschen bin. Hier draußen fühlt sich die Einsamkeit anders an. Auf unserem Anwesen gibt es unzählige Bücher mit Abbildungen von Wäldern, Feldern und Klippen, und als Kind habe ich mir diese mystischen, unerreichbaren Orte immer als Inbegriff der Stille und Andacht vorgestellt. In Wahrheit ist die Natur alles, nur nicht ruhig. Als würden die Bäume, Büsche, Vögel und Tierchen miteinander kommunizieren, umgibt mich ein Netzwerk aus Geräuschen. Zwitschern und Fiepen, Ächzen, Rascheln und Schritte.

Am Rande des Waldstücks halte ich inne.

Schritte? Nein, das kann nicht sein. Ich fahre herum, doch hinter mir sind nur meine eigenen Stiefelabdrücke in der weichen Erde zu sehen.

Meine Fantasie spielt mir einen Streich.

Aber was, wenn nicht?

So unauffällig wie möglich stecke ich die Hand in die Tasche und schiebe das Buch zur Seite. Ich ertaste lose Münzen, mein Portemonnaie, eine Flasche Wasser.

Etwas raschelt hinter mir. Es klingt groß, zu groß, um ein Fuchs oder eine Katze zu sein.

Was weiß ich schon von Füchsen und Katzen?

Anstatt mich umzudrehen, lege ich an Tempo zu, bis ich halb gehe, halb laufe. Ich kann die Brücke zum Schleusentor bereits sehen, da ertönt das nächste Knacksen. Dieses Mal ist es zu nah, um es zu ignorieren.

Ich halte inne, drehe mich um – und erstarre. Einige Meter hinter mir steht eine Gestalt zwischen den Bäumen; ein Mann, mehr kann ich nicht sagen.

Ein Feldarbeiter, flehe ich in Gedanken, als könnte ich mit meinen eigenen Augen verhandeln. Aber er trägt weder eine Uniform noch ein Werkzeug in der Hand.

Adrenalin kribbelt in meinem Magen, will mich zum Laufen bewegen, aber wenn ich das tue, gibt es kein Zurück mehr. Die Brücke ist circa fünfzig Meter lang, und ich bin doppelt so weit von ihr entfernt. Meine Stärke liegt in meinem Kopf, nicht in meinen Beinen, und ich habe mir meine Injektion heute noch nicht verabreicht. Auf hundert Meter könnte mich ein auch nur annähernd sportlicher Mensch locker einholen.

»Hallo?«, frage ich vorsichtig, den Blick auf die Gestalt zwischen den Bäumen gerichtet. Energisch vibriert der Puls durch meinen Körper, so heftig, dass mir die Sicht mit jedem Schlag ein Stück verschwimmt. »Kann ich Ihnen helfen?«

Lautlos strafft er die Schultern, tritt vor, und Sonnenlicht fällt auf sein Gesicht.

Die Welt steht still.

Schwarze Lumpen hängen ihm von den Schultern, doch die Haut darunter ist glatt, hart, mehr Stein als Fleisch. Lange, fettige Haare reichen ihm bis zur Hüfte, und aus seiner linken Augenhöhle wächst ein Geschwür aus schimmernden Kristallen, das sich den Hals hinab bis zu seinem Schlüsselbein ausbreitet.

Ich habe noch nie einen Hollow aus der Nähe gesehen, aber ich

weiß, dass die meisten Menschen eine solche Begegnung nicht überleben.

In meinem Gehirn legt sich ein Schalter um. Panik und Adrenalin übernehmen die Kontrolle, und auf einmal ist es nicht mehr länger von Belang, ob ich eine realistische Chance habe: Ich muss rennen.

Ich fahre herum, doch meine Beine versagen den Dienst. Einige Schritte hinter mir steht eine weitere Gestalt, und sie hat den Blick genauso starr auf mich gerichtet. Ihr Körper ist dünn, ausgemergelt, mit langen Gliedern und ledriger Haut, die sich straff über ihre Knochen spannt. Irgendwann mögen ihre schulterlangen Haare blond gewesen sein, aber sie sind mit Dreck und Blut verklebt, und ihre skelettartigen Fingerspitzen sind schwarz angelaufen.

Heiß prasselt der Atem aus meinem geöffneten Mund, da knackt etwas im Unterholz, und mein Blick zuckt zurück über die Schulter. Der Hollow steht noch immer regungslos zwischen den Baumstämmen, aber ...

Kommt es mir nur so vor, oder ist er ein paar Schritte näher als gerade eben?

Das kann nicht sein.

Obwohl meine Augen sehen, was vor mir ist, kann mein Verstand nicht begreifen, was geschieht. Es ist Jahre her, seit zuletzt Hollows in der Sperrzone gesichtet wurden. Wo sind die Soldaten? Wo sind die Arbeiter?

Mit angehaltener Luft sehe ich zurück zu der dünnen Kreatur vor mir. Langsam legt sie den Kopf schief. Dann, wie eine Marionette an unsichtbaren Schnüren, zieht sie ein Bein vor das andere.

Instinktiv zucke ich zurück, doch auch der Hollow hinter mir hat sich in Bewegung gesetzt.

Scheiße. Ich hätte nicht einmal eine Chance gegen einen Hollow, aber zwei?

»Hey.« Meine Stimme ist kaum mehr als ein Krächzen, und ich drehe mich immer wieder zwischen den beiden hin und her. Sie sind langsam, ihre Bewegungen behäbig, beinahe gequält, als würde jedes Zucken ihrer untoten Muskeln ihnen Schmerzen bereiten.

Testend bewege ich die Hand, aber sie reagieren nicht. Ihre milchigen Augen sind ausdruckslos auf mich gerichtet, und falls sie meine Bewegung wahrnehmen, so gibt es kein Anzeichen dafür.

Jetzt oder nie. Ich stecke die Hand in meine Tasche, und das Erste, was ich zu fassen kriege, ist der speckige Ledereinband des Buchs. Es ist eine verdammte Schande, aber kein Wissen der Welt hilft mir, wenn ich tot bin. Der blonde Hollow hat den Pfad bereits erreicht, und der andere ist kurz davor. »Fang!« Mit aller Kraft hole ich aus und schleudere das Buch gegen die Untote. Sie stöhnt, wirft überrascht den Kopf in den Nacken und weicht zurück. Eine winzige Chance, aber es ist die einzige, die ich habe. So schnell mich meine Beine tragen, sprinte ich an den Wegesrand, doch es ist wie in einem Albtraum, in dem ich nicht von der Stelle komme. Dornige Äste zerren an meinen Klamotten, und gerade, als ich es durch das Gestrüpp geschafft habe, versperrt mir ein umgestürzter Stamm den Weg. Ich fahre herum, aber es ist zu spät. Der größere Hollow steht zwischen den Bäumen, nur einen Schritt von mir entfernt.

Fuck.

Langsam legt er den Kopf schief und öffnet das Maul. Da, wo einst seine Zähne gewesen sein müssen, sprießen Dutzende messerscharfe Kristalle aus dem Zahnfleisch.

Mein Kopf ist wie leer geblasen, meine Gedanken ein Sturm aus Todesangst und Adrenalin. Der Gestank seiner verfaulenden Haut steigt mir in die Nase, und ehe die Übelkeit mich überwältigen kann, ramme ich die Hand in meine Tasche, bekomme

die kleine, kühle Spraydose zu fassen und reiße sie vor mich. »Lass mich ...«, presse ich flehend über die Lippen. »Lass mich gehen ...«

Aber Hollows verstehen kein Bitten, sie kennen keine Gnade.

Seine klauenartige Hand schnellte nach vorn, ich schreie, weiche nach hinten aus, verliere das Gleichgewicht und lande auf der feuchten Erde. Der Hollow schleppt sich näher, beugt sich über mich, und Geifer tropft von seinem Kinn. Als wäre er ein neugieriges Kind, legt er den Kopf schief, streckt dann schwerfällig den Arm nach mir aus und –

Ein Schuss zerreißt meine Welt.

Es passiert so schnell, ist so laut, so abrupt, dass ich im ersten Moment nicht weiß, wie mir geschieht. Das schrille Klingeln in meinen Ohren schluckt alle anderen Geräusche, und der Hollow weicht zurück.

Wie ein Phantom erscheint ein Mann aus den Schatten, packt den Hollow am Kragen seines zerschlissenen Hemds und zieht ihn mit einem Ruck nach hinten. Kreischend versucht sich das Monster auf den Beinen zu halten und wird im selben Augenblick von einem Ball aus gleißenden, blauen Flammen in die Brust getroffen. Wild schlägt es um sich, aber mein Retter hat bereits eine Pistole in der Hand, zielt und drückt ab. Eine Ladung aus gebündeltem Aether zerfetzt den Kristall in der Augenhöhle des Hollows. Dieser fällt zu Boden, schlägt ein letztes Mal um sich und bricht schließlich in einem Meer aus blauem Feuer zusammen.

Galle schießt mir in den Mund. Ich kann mich nicht rühren, verharre regungslos am Boden, unfähig, den Blick von dem grausamen Spektakel abzuwenden.

»Hey.« Als wäre nichts geschehen, sichert der Mann die Waffe, schiebt sie in die Halterung an seinem Gürtel zurück und sieht mich an.

Er ist groß. Das ist das Erste, was mir an ihm auffällt. Athle-

tisch, mit definierten Muskeln, das Gesicht vom blauen Flackern der Flammen erleuchtet.

Ein Vanguard. Und ein verdammt mächtiger noch dazu.

Instinktiv verkrampfe ich die rechte Hand um die Spraydose. Er trägt keine Militäruniform, sondern bloß ein schwarzes Shirt und eine abgetragene Jacke, dazu Lederhandschuhe, eine schwarze Cargohose, Stiefel und die Waffe an seinem Gürtel. Keine Abzeichen. Entweder er hat seinen freien Tag oder ...

Oder ich habe gleich ein viel größeres Problem.

»Alles in Ordnung?« Seine Stimme ist so unerwartet kühl, dass sie mir einen Schauer über den Rücken jagt.

Was soll ich sagen? Mein Blick gleitet zu dem glühenden Körper, der gerade noch ein Hollow war.

Der Fremde hebt den Arm, und ich zucke zusammen, doch er hält mir lediglich die Hand hin. Ich zögere kurz, dann ergreife ich mit links seine behandschuhten Finger und lasse mich von ihm auf die Beine ziehen.

Mit einer Geste bedeutet er mir, ihm zu folgen, und ich stakse steif durchs Unterholz zurück auf den Pfad. Der Gestank von schwelendem Fleisch dreht mir den Magen um, und ich muss mir den Ärmel vors Gesicht pressen. Nur wenige Schritte abseits liegen die brennenden Überreste des zweiten Hollows, ein Haufen aus verfaulten Haut und dünnen Gliedmaßen, die gierig von blauen Flammen geschluckt werden.

»Danke«, presse ich hervor und versuche, meine Übelkeit herunterzuwürgen. »Du hast mir das Leben gerettet ...«

Mit einem leisen Schnauben hält er inne und dreht sich dann zu mir um. Er ist attraktiv; feine Züge, ein glatt rasiertes Kinn und dunkelbraune, fast schwarze Haare, die ihm leicht zerzaust in die Stirn fallen. In der Oberstadt würde er mit diesem Gesicht als heiß begehrter Junggeselle gelten – wären da nicht seine Augen. Zunächst halte ich es für eine Spiegelung des

Lichts, einen Trick, den mir mein überfordertes Gehirn spielt. Sein rechtes Auge ist warm, sanft; ein helles Braun, das in der Sonne honigfarben leuchtet. Das andere ist vollkommen zerstört. Nur die wenigsten Soldaten kehren unversehrt aus den Einsätzen gegen das Dominion zurück, und ich habe bereits als junges Mädchen meinem Vater in der Klinik geholfen. Wunden, Narben und Verletzungen gehören zu meinem Alltag, aber so etwas habe ich noch nie gesehen. Alle Farbe ist aus der schneeweißen Iris gewichen, abgesehen von mehreren auffälligen roten Einblutungen rund um die Pupille. Ich kann nicht einschätzen, wie alt die Verletzung ist, doch da ihn das Sonnenlicht nicht zu stören scheint, ist sie vermutlich älter, als es den Anschein macht.

»Hast du dich sattgesehen, oder soll ich noch näher kommen?« Wie um seine Worte zu unterstreichen, tritt er einen Schritt auf mich zu.

Das Herz klopft mir noch immer bis zum Hals, und ich klammere die Finger fester um das Spray. »Es tut mir leid, ich wollte nicht ...«

»Ich habe wirklich schon viel gesehen ...« Mit einem kühlen Grinsen greift er in seine Hosentasche und zieht etwas hervor. »Aber das?« Langsam dreht er das gelbe Buch in den Fingern. Er muss es vom Boden aufgehoben haben. »Interessante Waffe, Prinzessin. Und eine noch interessantere Lektüre.«

Prinzessin.

Im Dominion, wo Könige und Königinnen über das Volk herrschen, mag diese Bezeichnung ein Kosenamen sein. Aber es ist viele Jahrhunderte her, seit Myra seinen letzten König exekutiert und damit die Monarchie beendet hat. Dieses Wort ist kein Kompliment, und sein Lächeln macht deutlich, dass er es auch nicht als solches gemeint hat.

»Nur langweilige Theorie«, presse ich hervor, strecke die freie

Hand nach dem Buch aus und will danach greifen, doch er zieht es im letzten Augenblick zurück.

»Dann hast du bestimmt nichts dagegen, wenn ich es behalte.« Spöttisch hält er den Arm hoch. »Sieh es als Bezahlung dafür, dass ich dir den Arsch gerettet habe.«

»Nein!« Meine Kehle zieht sich zusammen. »Ich habe Geld! Sag mir, wie viel du willst, ich ...«

»Geld interessiert mich nicht, Luciana Sinclair.« Er legt den Kopf schief, gerade weit genug, um den Blick auf die Seite seines Halses freizugeben. Dunkle Muster winden sich wie Schlangen über seine Haut. »Du allerdings ...«

Ich atme scharf ein. Es gibt nur eine Art von Menschen in Ward, die solche Tätowierungen tragen.

Er weiß, wer ich bin, und ich weiß, was er ist.

Ein verdammt Rebelle.

Er ist mir in jeder Hinsicht überlegen. Körperlich, gesundheitlich und vor allem, was seine Fähigkeiten betrifft. Aber ich habe einen Trumpf im Ärmel, und dieses Mal werde ich keine einzige Sekunde mit Zögern verschwenden. Ehe er weiß, wie ihm geschieht, reiße ich die Dose mit dem Abwehrspray hoch und drücke den Abzug. Der silbrige Sprühnebel treibt mir selbst die Tränen in die Augen, aber nicht so sehr wie ihm.

Fluchend legt sich der Rebelle die Hände vors Gesicht. Das ist meine Gelegenheit. Ich zerre ihm das Buch aus der Hand, stoße ihn mit aller Kraft von mir und renne, so schnell mich meine Beine tragen.

4

LUCE

90. RISE | 9:49

PREACHER

Jeder Atemzug brennt. Mein Herz flattert, meine Sicht verschwimmt, und meine Finger beben so heftig, dass mir die gestohlene Schlüsselkarte fast aus den Händen rutscht, als ich sie gegen den Scanner halte. Mit einem leisen Pfeifen versiegelt sich die Schleuse und schließt den Zugang zur Sperrzone hinter mir. Erschöpft sinke ich gegen die stählerne Wand, presse die Tasche an die Brust, und ein erleichtertes Japsen dringt aus meiner Kehle.

Ich habe es geschafft. Das Spray hat funktioniert. Ich habe mich gegen einen Vanguard gewehrt. Gegen einen verdammten Rebellen.

Und niemand wird jemals davon erfahren.

Aber Stolz ist ein geringer Preis für meine Freiheit, und ich bin mehr als willens, ihn zu bezahlen. Ich bin am Leben und nur darauf kommt es an.

Schwer atmend verstaue ich die Karte, das Buch und die leere Spraydose wieder in meiner Tasche. Vielleicht kann ich sie noch weiter modifizieren, damit sie mehr als eine Ladung fasst. Dazu müsste der Tank allerdings größer werden, und das würde wiederum Einbußen in Sachen Handlichkeit bedeuten. Aber darüber kann ich mir den Kopf zerbrechen, wenn ich die Parade hinter mich gebracht habe. Mein Blick gleitet an meinen verdreckten Klamotten hinab, und ich beiße mir auf die Unterlippe. Obwohl ich inzwischen längst zu spät bin, muss ich es zur Resonanzhalle

schaffen und meinem Vater gegenübertreten. Und leider habe ich kein weiteres Ass im Ärmel, das mir dabei helfen kann.



Aether ist Leben. Aether ist Tod. Aether ist alles dazwischen.

Das Band, das uns mit Myra verbindet, das unsere Seelen in diese Welt führt, sie am Ende unserer Tage wieder mit sich nimmt und mit dem Geflecht des Universums verwebt, von wo aus sie neu geboren werden.

Aether ist alles.

Die Quelle unseres Reichtums, der Grund für unzählige Kriege. Er ist das, was die Republik Myra von den Inselkönigreichen des Dominions unterscheidet, denn nur hier ist er so rein, dass er in der Lage war, die DNA aller Lebewesen zu verändern.

Nun, mit einigen Ausnahmen. So wie mir.

Angespannt presse ich die Hand auf den Mund, um meinen schweren Atem zu unterdrücken, als ich durch eine Seitentür in die Resonanzhalle schlüpfte. Auf dem Weg hierher habe ich mir mit den Fingern durch die Haare gekämmt und mir so gut es ging an einem Trinkbrunnen den Dreck von Gesicht und Händen gewaschen. Gegen die Flecken auf Hose und Hemd half allerdings auch das Rubbeln nichts. Mir bleibt nur zu hoffen, dass der dunkle Stoff das meiste kaschiert und mich niemand lange genug ansieht, um etwas zu bemerken.

Von allen Orten in Ward ist die Resonanzhalle derjenige, den ich am strengsten meide, denn hier wird mir meine Unzulänglichkeit am deutlichsten bewusst. Auf den Inselkönigreichen werden verschiedene Götzen verehrt. Nicht so in Myra: Wir kennen nur einen Gott, und dessen Existenz kann von niemandem geleugnet werden. Der Aether ist nicht nur unsere wertvollste Res-

source, er ist auch unsere Religion, das Maß aller Dinge. Während die Halle von außen groß, kalt und klobig aussieht, erstreckt sich im Inneren ein beeindruckender Saal aus glänzendem schwarzen Marmor. Riesige Aetherkristalle an den Seitenwänden glühen in allen Farben des Spektrums und dienen als Anker für ein Netz aus Licht, das den Raum erhellt. Es ist ein atemberaubendes Spektakel, und ich hasse alles daran.

An der Spitze des Saals steht Glaubenswächter Alder, ein hochgewachsener, schlanker Mann mit grauem, kurzem Bart, glatt rasiertem Kopf und weißer Robe. Ich komme keine Sekunde zu früh, denn gerade, als ich mich vorsichtig auf einem der hinteren Plätze niederlasse, stimmt er den letzten Segen an. Wie alle hochrangigen Amtsinhaber gehört er zur Klasse der Warden, und wer sich in seiner Nähe befindet, spürt schnell, wie mächtig seine Fähigkeit als Empath ist. Er ist ein Meister der Gefühlskontrolle, und selbst in der letzten Reihe kann ich mich nicht gegen die Welle aus roher Emotion wehren, die über mich hereinbricht.

Loyalität. Dankbarkeit. Zusammenhalt. Gehorsam.

In meinen Adern pulsiert noch immer das Adrenalin, und durch Alders Magie werden alle Gefühle weiter verstärkt. Ich zwingen mich, tief einzuatmen, schließe die Augen und warte, bis es vorbei ist. Die Tasche an meiner Seite scheint auf einmal eine Tonne zu wiegen, und plötzlich bin ich mir nicht mehr sicher, ob der Lederriemen wirklich über meiner Schulter oder doch um meinen Hals liegt.

Zwei von Alders Assistenten beenden die Zeremonie an der Seite des Glaubenswächters, indem sie den Raum mit weißem Licht aus ihren Händen fluten.

In mir regt sich die Schuld wie ein lebendiges Wesen, das versucht, sich seinen Weg aus meinem Körper zu graben. Aber ich kenne dieses Gefühl. Es ist nicht natürlich, nur ein Echo von Al-

ders Magie. Angespannt beobachte ich das Schauspiel und warte, bis sich die ersten Gäste erheben. Kaum jemand wagt es zu sprechen, während sie sich artig in Reih und Glied aus der Resonanzhalle schieben.

Mein Weg führt gegen den Strom, denn als ranghöchster Arzt sitzt mein Vater am Kopf der Halle. In der makellos weißen Uniform der Sanitätseinheit sticht er aus dem Meer an schwarz gekleideten Offizieren hervor. Als ich das Ende des Saals erreicht habe, dreht er den Kopf, fixiert mich mit seinem strengen Blick und verzieht das Gesicht.

Verdammt. Augenblicklich fährt in mir die Abwehr hoch. Mein Vater würde alles für mich tun, aber er ist kein nachsichtiger Mann, und Fehltritte werden in unserer Familie nicht so leicht vergeben.

»Luciana.« Mit schnellen Schritten kommt er mir entgegen, greift nach meinem Arm und zieht mich zu sich. Sofort verfinstert sich sein Blick, und als ich zu einer Erklärung ansetzen will, bringt er mich mit einer energischen Geste seiner freien Hand zum Schweigen. »Nicht hier.«

Es ist keine Bitte, sondern ein Befehl, und ich bin nicht so leichtsinnig, ihm zu widersprechen. Er mustert mich, sein Blick bleibt an meinen verdreckten Klamotten hängen, und er presst die Lippen zu einem blutleeren Strich zusammen. »Folge mir.«



Das Quartier meines Vaters in der Generalsresidenz ist größer als manches Haus in der Sperrzone. Obwohl das Gebäude erst vor zwei Jahren fertiggestellt wurde, sind die Innenräume prunkvoll eingerichtet. Es gibt einen Kamin, in dem ein Aetherfeuer mit weißen Flammen brennt, Sitzmöbel aus schwarzem Leder und

glänzendem Metall und einen großen, purpurfarbenen Teppich, der unsere Schritte dämpft, während ich meinem Vater in den Salon folge. An den Wänden hängen goldgerahmte Gemälde, die Präsident Winslow, Kommandant Traeger und verschiedene Ehrenträger sowie meinen Vater selbst zeigen, und wie jedes Mal, wenn ich an ihnen vorbeigehe, hinterlassen die strengen Blicke der gemalten Gesichter ein kühles Kribbeln auf meiner Haut.

Die Porträts sind gerade allerdings mein geringstes Problem, denn als die Tür hinter uns ins Schloss fällt, fährt mein Vater herum. Rote Flecken übersäen seine Wangen. »Was hast du dir dabei gedacht?« Als bekäme er schlecht Luft, löst er die obersten Knöpfe seines steifen Hemds.

Meine Kiefermuskeln spannen sich an, und sofort beginnt ein dumpfer Kopfschmerz hinter meinen Schläfen zu pochen. »Ich glaube nicht, dass mich jemand vermisst hat.«

Frustriert fährt mein Vater sich durch die kurzen, graublonden Haare. »Das ist nicht der Punkt, Luciana.« Als Sage kann er eigentlich keine Gedanken lesen, aber er sieht mich an, als hätte er doch einen Weg gefunden, direkt in mein Gehirn zu blicken. »Wo bist du gewesen, und beim Willen des Aethers, wie siehst du überhaupt aus?«

Meine Kehle wird immer enger, und ich muss jedes Wort mit Anstrengung über die Lippen pressen. »Ich war bei der Schneiderin in der Stadt und bin ... Ich bin über ein Schlagloch gestolpert und gestürzt.« All die guten Ausreden, die ich mir auf dem Weg zur Resonanzhalle zurechtgelegt habe, entgleiten mir, und was übrig bleibt, ist eine Erklärung, die nicht einmal für mich selbst glaubhaft klingt.

»Bei der Schneiderin?« Seine Züge werden sanfter, und vor meinen Augen verwandelt sich der strenge Generalarzt in meinen besorgten Vater. »Allein?«

»Nein!« Ich schlucke. »Lennox war bei mir.«

Seine rechte Braue zuckt. »Bitte lüg mich nicht an.«

Ein kaltes Prickeln bahnt sich den Weg über meine Stirn. »Ich lüge nicht, ich ...«

Mit einem ernsten Blick bringt mich mein Vater zum Schweigen. »Lennox Rowe hat sich zu Beginn der Versammlung mit mir unterhalten, also bezweifle ich stark, dass er im gleichen Moment mit dir unterwegs gewesen ist.«

Dieser verdammte Esel. »Ich ...«

Die Enttäuschung auf den Zügen meines Vaters ist so viel schlimmer, als Wut es je sein könnte. »Luciana, bitte gib mir deine Tasche.«

Meine Hände fliegen an den Lederriemen, als hinge mein Leben davon ab. »Das ist nicht ...«

Aber mein Vater lässt nicht locker, schon gar nicht, nachdem ich mich verraten habe. Still hält er meinen Blick, bis ich die Tasche abnehme und sie ihm zerknirscht reiche. Als er die Lederklappe zurückschlägt und das kleine, gelbe Buch hervorzieht, erstarrt sein Ausdruck zu Stein. »Was ist das?«

Ich habe keine Antwort für ihn. Es ist auch nicht weiter von Belang, denn er öffnet das Buch, blättert durch die Seiten, und das Blut weicht ihm aus den Wangen.

Ein Teil von mir erwartet, dass er wütet, dass er mit mir schimpft, doch was folgt, ist schlimmer. Er sieht mich an. Still, regungslos. In meinem Kopf überschlagen sich die Gedanken, und mein Puls rast, als wäre ich zurück vor der Schleuse.

»Ich habe ...« Hastig suche ich nach Worten, nach einer Erklärung. »Ich habe nur ...«

»Bist du von allen guten Geistern verlassen?«, schneidet mir mein Vater endlich das Wort ab. »Nicht nur, dass du diesen Schmutz mit dir herumträgst, du wagst es auch noch, damit in der Resonanzhalle zu erscheinen? Wenn jemand das bemerkt hätte!«

»Kommandant Traeger war nicht da, und Präsident Winslow

lässt sich seit Jahren nicht mehr in der Öffentlichkeit blicken. Wer sollte sich dafür interessieren?»

Sein Blick brennt auf mir. »Du hast keine Ahnung, wo Traeger seine Augen hat.«

»Bestimmt nicht in meiner Tasche!«

Angestrengt bläht er die Nasenlöcher. »Ich tue alles, um dich zu schützen. Alles. Ich würde mein Leben für dich geben, Luciana, aber wie soll ich dir helfen, wenn du dich freiwillig in Gefahr begibst?»

»Es ist nur ein Buch ...«

»Für dich vielleicht!« Verzweifelt fährt er sich übers Gesicht. »In den falschen Händen ist das feindliche Dokumentation, und du bist ...« Er unterbricht sich, ehe er den Satz beenden kann, aber es ist zu spät.

Der Stich bohrt sich tief in mein Herz, direkt in eine Wunde, die schmerzt, seit ich denken kann.

Ein guter Sage kann Blutungen stoppen, Infektionen eindämmen und Knochen wieder zusammenwachsen lassen, aber selbst Orion Sinclairs Fähigkeiten haben ihre Grenzen. Für mich gibt es keine Heilung.

Es ist das Blut meiner Mutter, das mich anders macht, das Blut meiner Mutter, wegen dem ich ohne meine Medikamente nicht leben kann. Das Blut aus dem Dominion, der Schandfleck auf der blütenweißen Weste meines Vaters.

Febrile Hämopathie, in den Inselkönigreichen landläufig bekannt als das Blutfieber. Eine unheilbare Erkrankung. Symptome: Kopfschmerzen, Fatigue, Nährstoffmangel, Schlafstörungen, Muskel- und Nervenschmerzen.

»Schon verstanden«, presse ich hervor und versuche, die Kartei in meiner Erinnerung zu schließen.

Ein Anflug von Bedauern huscht über seine Züge. »Ich habe es nicht so gemeint.«

Etwas in mir kippt. »Ich will einfach nur wissen, was verdammt noch mal falsch mit mir ist!« Tränen brennen in meinen Augen. »Und wenn ich in Ward keine Antworten finde, dann muss ich sie eben woanders suchen.« Hastig wische ich mir übers Gesicht. »Ich habe es so satt! Ich habe es so satt, anders zu sein, so satt, krank zu sein, ich habe es so verdammt satt, dass mich die Leute ansehen, als wäre ich ansteckend, weil meine Mutter mir eine Krankheit vererbt hat, die in Myra nicht einmal existiert!«